[Das Gewissen ist wichtiger als die Lehrmeinung]

Josef Elser
Seelsorger Brugg-Nord 1974–1981

In Mosnang, Kanton St. Gallen, kam ich 1930 auf die Welt. Wir waren elf Kinder, von denen vier starben. Ich war der jüngste der Buben. Mein Vater war Sattler und Tapezierer, ein währschafter Handwerker. Meine Mutter war Weissglätterin. Sie glättete gestärkte Manschetten und Hemden. Sie hatte den Beruf bei ihrer Gotte gelernt. Für damalige Verhältnisse war es aussergewöhnlich, dass eine Frau einen Beruf erlernen durfte.
Der «richtige Glaube» war der Familie wichtig. Wenn eine der Schwestern eine Bekanntschaft zu Hause vorstellte, lautete die erste Frage: Ist er katholisch? Obwohl meine Mutter ursprünglich reformiert gewesen war. Gebete gehörten zum Alltag: Beim Aufstehen sprach man ein anderes Gebet als bei Tisch. Den Rosenkranz beteten wir nicht so oft in der Familie, sicher aber an Maria Lichtmess: Ohne Rosenkranzgebet gab es keine «geschwungene Nidel mit Meringue».

Matur in Einsiedeln 1953

Unser Kaplan hatte einen grossen Einfluss auf meine Entscheidung, einen geistlichen Lebensweg einzuschlagen. Ich war soweit ein guter Schüler, als ich nach der Primarschule die Sekundarschule besuchte. Danach stellte sich die Frage der Berufswahl. Mein Vater beklagte sich über hohe Lehrkosten. So wollte ich

Coiffeur werden. Doch einer der Sekundarlehrer war ein Geistlicher und stimmte mich um: Coiffeur könne ich später immer noch werden, ich müsse etwas anderes machen. So wurde ich gelenkt. Der Kaplan schlug mir vor, in Einsiedeln die Matura zu machen. Damit die Kirche im Dorf blieb, musste ich das Einverständnis des Pfarrers einholen. Er erklärte mir, normalerweise studierten die Knaben an jenem Ort, wo ihr Pfarrer auch gewesen sei, das sei bei ihm Engelberg. Ich kannte die Unterschiede damals nicht, als ich mit 17 nach Einsiedeln ging. Sechs Jahre war ich dort, von 1947 bis 1953.
Mein Vater konnte die Schule nicht bezahlen. Damals gab es die Möglichkeit des «Kollektierens». In den Sommerferien ging ich von Haus zu Haus, zeigte das Zeugnis, sagte, ich sei ein armer Student und bitte um Unterstützung. Da erhielt ich 50 Rappen, einen Franken, eine alte Jungfer gab einem vielleicht einen Fünfliber – das war damals sehr viel Geld. Im Kanton St. Gallen gab es zudem das «Gallusopfer» zugunsten von Studenten. So kam das Geld zusammen. Einsiedeln war relativ günstig: Das erste Jahr kostete 930 Franken. Nach der Matura entschied ich mich für den Eintritt ins Kloster Mariastein bei Basel, Kanton Solothurn, und wurde Benediktiner. Das Konzil Mitte der 1960er-Jahre erlebte ich als erfrischend und belebend. Im Kloster waren nicht alle gleich begeistert.

Theologische Offenheit in München 1970

Im Kloster waren sie interessiert an einem Pater mit einer katechetischen Ausbildung. Pater Anselm Bütler riet mir, nach München zu gehen, Luzern sei «alter Trott». Ich brauche etwas, das mich wachsen lasse. So studierte ich von 1968 bis 1971 in München am Institut für Katechetik und Homiletik. Die Professoren hiessen Heinrich Kahlefeld, Franz Schreibmeyr, Hermann Seifermann, Winfried Blasig. Verglichen mit der klösterlichen Hauslehranstalt war es eine offene Theologie, die mir viel fürs Leben mitgab, auch für mein persönliches Leben. Neu und einschneidend war zu lernen, man solle weniger aufs Lehramt hören als auf das eigene Gewissen. Grossartig war, dass man während der Vorlesung Fragen stellen konnte

[In den Sommerferien ging ich von Haus zu Haus, zeigte das Zeugnis, sagte, ich sei ein armer Student und bitte um Unterstützung.]

und eine Diskussion in Gang kam. Dagegen beteten die Patres in der Hauslehranstalt, dass keiner auf die Idee komme, «dumme» Fragen zu stellen. Später war das für mich wichtig, als ich meine zukünftige Frau kennenlernte. Das Handeln nach dem Gewissen war entscheidend, nicht das Leben nach dem, was man einst einmal versprochen hatte. Ich erwarb in München das Diplom für Katechetik und Homiletik, das heisst für Religionsunterricht und Predigtkunde, für Erwachsenenbildung.

Eine freie Stelle für einen verheirateten Theologen

Als ich 1974 aus dem Kloster austrat, vermittelte mir der damalige Personalverantwortliche des Bistums, Otto Wüest, die Stelle in Brugg-Nord. Der Brugger Pfarrer sei ein sehr offener Mensch, meinte er. In einem Stellenbeschrieb habe der Pfarrer gesagt, er würde in seiner Pfarrei auch einen verheirateten Theologen anstellen. Das war ein wichtiger Hinweis. Pfarrer Schmidlin war ein offener und grosszügiger Chef. Wir verstanden uns sehr gut.
1974 übernahm ich den Seelsorgebezirk Brugg-Nord, um die Gemeinde aufzubauen. Erfahrung hatte ich in diesem Bereich insofern, als dass ich Mitte der 1960er-Jahre in Bettlach bei einem Pfarrer gewirkt und vor allem gese-

hen hatte, wie man es nicht machen sollte. So beschloss ich, die guten Erfahrungen auszuwerten. In Brugg-Nord lebten vorwiegend zugezogene Katholiken. Es gab keine kirchlichen Strukturen und in vielen Gemeinden keine Treffpunkte. In den einzelnen Dörfern

Bedauert wurde lediglich, dass ich nicht Messe lesen durfte, das hätten sie sofort akzeptiert.

gab es drei bis fünf Kinder pro Klasse, die für den Religionsunterricht abgeholt wurden. Die ersten Gottesdienste führte ich hier ein, zuerst gegen den Widerstand der Kirchenpflege Brugg. Nachher waren diese froh darüber, dass in den Aussengemeinden etwas passierte. Ich feierte Gottesdienste in den reformierten Kirchen, in Mönthal alle zwei Monate, in Villigen übergab mir Pfarrer Christoph Minder sogar den Schlüssel zum Pfarrhaus, damit ich mich umziehen konnte. Auch in Umiken hielt ich relativ häufig katholische Gottesdienste ab. Martha Keller, die Frau des reformierten Pfarrers, spielte für mich sogar zur Maiandacht an der Orgel die verschiedenen Marienlieder. Für Pfarrer Schmidlin war das keine Konkurrenz. Er wollte, dass sich eine Zusammengehörigkeit in der Gemeinde bildete. Wir feierten Gottesdienste, in Umiken setzte man sich manchmal in der Pfarrscheune zusammen, auf dem Bözberg traf man sich danach bei Einzelnen privat, bei Bruno Weber oder Fritz Grand. Alle drei bis vier Monate gab es bei uns zu Hause in Riniken einen Treff.

Einer allein kann keine Ökumene machen

Triebfeder oder Hauptunterstützer der Ökumene war der reformierte Pfarrer Werner Keller in Umiken. Sein Leitgedanke war immer die Frage: Bringt es uns etwas für die Gemeinschaft? Für mich stand die Aussage im Zentrum, dass Jesus immer für die Einheit gebetet hatte. Er bat nie um eine Trennung. Es ging darum, den Menschen bewusst zu machen, dass wir eins sind und nicht getrennte Wege gehen müssen. Wenn wir es miteinander machen, wirkt es glaubhaft für die Leute. Und sie merken, dass Ökumene ihr Anliegen sein muss. Diese Haltung hat viele Menschen im persönlichen Alltag abgeholt, denn es gab viele konfessionell-gemischte Ehen. Gelungene Ökumene

Das Kirchliche Zentrum Lee in Riniken wird für die Katholiken im Seelsorgebezirk Brugg-Nord zu einem Ort der Gemeinschaft und der Begegnung im Glauben: Erstkommunion 1980 mit Seelsorger Josef Elser und den Katechetinnen Ruth Vögtli und Gerda Sonderegger (rechts).

kann nicht von oben dirigiert sein, sondern muss gelebt werden.
Den ersten Gottesdienst feierte ich in Riniken an einem «Lee»-Fest 1974. Damals kannte ich den Begriff «Lee» noch nicht einmal, bis mich Pfarrer Werner Keller aufklärte. Sogar Lorenz Schmidlin wusste nicht, was das «Lee» war. Werner Keller erklärte mir, dass es sich beim «Lee» um das vorgesehene Gebiet für ein ökumenisches Zentrum handle. Dass die Planung des Zentrums Lee in der Bevölkerung so gut ankam und so problemlos verlief, so Kellers

[Für mich stand die Aussage im Zentrum, dass Jesus immer für die Einheit gebetet hatte. Er bat nie um eine Trennung.]

Überzeugung später, war uns beiden zu verdanken. Wir verstanden und vertrauten einander. Doch einer allein kann keine Ökumene machen. In Riniken wohnten viele sehr aufgeschlossene Leute, sowohl auf reformierter wie auf katholischer Seite. Der erste Sigrist im «Lee», Fredy Kummer, war reformiert. Mit dem Zentrum wurde das Leben hier in Riniken gefüllt, es gab einen Kitt unter der Bevölkerung. Die Orientierung nach Brugg fiel damit weg. Erwähnenswert ist die Person von Eva Bindschädler. Der reformierten Präsidentin der Kirchgemeinde waren wir sehr wichtig. Wir arbeiteten einen sehr fairen Vertrag für beide Seiten aus.

Das Bistum bekam die Pläne nie zu Gesicht

Beim Bau des Zentrums Lee führten Werner Keller und ich einen klugen Schachzug aus. Ich sagte zu ihm: «Baut das auf eure Verantwortung. Wir verstehen uns.» Sobald eine theologische Kommission ihren Segen dazugeben muss, wird es kompliziert. Später bemerkte einer vom Bistum: Das sei eigentlich nicht ganz richtig abgelaufen. Sie hätten nie etwas davon gesehen. Da gab ich zur Antwort: «Das wollten wir auch nicht.» Das hätte wohl Differenzen bezüglich Ausstattung gegeben und irgendwelche Spitzfindigkeiten. Dem Herrgott ist das egal. Die Bischöfe Anton Hänggi und Otto Wüst hatten schliesslich Freude am Ökumenischen Zentrum Lee.
Ich kannte nur ein Ehepaar, das Mühe damit hatte, einen verheirateten Theologen als Seelsorger zu akzeptieren, und keinen Senioren-Weihnachtsbesuch wünschte. Nach ein paar Jahren hatten sie dennoch Freude. Viele bewerteten meine Lebensumstände als positiv. Bedauert wurde lediglich, dass ich nicht Messe lesen durfte, das hätten sie sofort akzeptiert. Doch ich hielt mich an mein Versprechen, das ich Bischof Hänggi gegeben hatte. Das hatte er mir ans Herz gelegt. So kamen andere Priester, vor allem aus Klöstern, zum Messelesen. Leben und leben lassen und auf die Menschen zugehen: Mit diesem Motto bin ich hier in Brugg-Nord gut gefahren.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Münchner Oratorium: Vorreiter der liturgischen Bewegung und Erneuerung

Josef Elser nahm in seiner Ausbildung wichtige Impulse des Münchner Oratoriums mit auf seinen Lebensweg. Dieses war in vielen Bereichen wegweisend: Mitte der 1950er-Jahre erstellte es erstmals im Erzbistum München einen Kirchenneubau mit Gemeinde- und Jugendräumen. Im Bereich Liturgie nahm das Oratorium die Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils vorweg: Die Gemeinde versammelte sich im Halb- oder Dreiviertelkreis um den Altar. Die Oratorianer erarbeiteten einen neuen Katechismus. Sie waren Vorreiter in der Erneuerung der Liturgie.